

Zeitschrift: Zürcher Student : offizielles Organ des VSETH (Verband der Studenten an der ETH Zürich) & des VSU (Verband Studierender an der Uni)

Herausgeber: Verband der Studenten an der ETH Zürich VSETH ; Verband Studierender an der Uni VSU

Band: 31 (1953-1954)

Heft: 4

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 25.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

22. JUL. 1953



ZÜRCHER STUDENT

OFFIZIELLES ORGAN DER STUDENTENSCHAFTEN DER UNIVERSITÄT
ZÜRICH UND DER EIDGENÖSSISCHEN TECHNISCHEN HOCHSCHULE

4

POLITISCHES EDITORIAL

HERMANN HESSE UND DIE STUDIERENDE JUGEND

STUDENTENTHEATER

31. JAHRGANG

8 MAL JÄHRLICH

JULI 1953

VERLAG: BUCHDRUCKEREI MÜLLER, WERDER & CO. AG. ZÜRICH

37/20



Apotheke Oberstrass Zürich 6

F. Eichenberger-Haubensak, Universitätstr. 9

Seit über 50 Jahren die Apotheke der Studierenden

Coiffeur E. Hotz, Zürich 1 Rindermarkt 19

Für Studenten *Haarschneiden, stark ermässigt*
ausgenommen an Samstagen



**Buchdruckerei
Müller, Werder & Co. AG.
Zürich**

LIEFERT
I
T
Z
N
Z

**Familien- und Geschäfts-
Drucksachen** in gediegener,
sauberer Ausführung

Dissertationen rasch und zu
vorteilhaften Bedingungen

Wolfbachstrasse 19 / Tel. 32 35 27

Tea Room

Leonhardstrasse 5

heimelig, gut und preiswert.

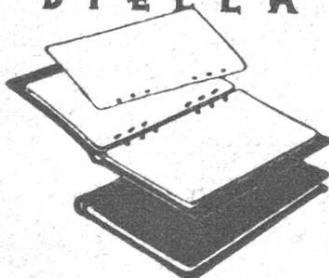
UNO

Brötlibar

ob Liebfrauenkirche

Spezialarrangements für Studenten.

BIELLA - Ringbücher



„Uni“
2 Ringe, 24 mm

„Acto“
6 Ringe, 15 mm

„Academia“
2 Ringe, 18 mm

„Matura“
6 Ringe, 19 mm

auch Klemm-Mappen Biella vorteilhaft in jeder Papeterie

Die feine Patisserie im

Café
Berner
am Steinwiesplatz



Otto Fischer A.-G.

ZÜRICH 5

**FABRIKATION & ENGROSHAUS
ELEKTROTECHNISCHER BEDARFSARTIKEL**

Lieferung nur an konzessionierte Firmen

UNSERE PERMANENTE AUSSTELLUNG

KINO — MIKRO PROJEKTION

IM ENTRESOL BAHNHOFSTRASSE 104

steht Jedermann zur Besichtigung offen. Wir zeigen in einmaliger Reichhaltigkeit Stumm- und Tonfilm-Apparate, Zubehör, Projektionsgeräte, Epidiaskope, ferner Mikroskope und Mikrozubehör der Firma Wild, Heerbrugg etc. Auf Wunsch sorgfältige Orientierung durch erfahrene Fachleute. Freier Eintritt.

Das Fachgeschäft für
PHOTO UND KINO
nächst dem Hauptbahnhof

Watz
& CO. A.G.
BAHNHOFSTR. 104 ZÜRICH

FRANKEN

Zwei Neuigkeiten für Doktoranden

- ① Damit Sie bei der Reinschrift der Dissertation einen gleichmässigen Satzspiegel erhalten, verwenden Sie mit Vorteil ein Unterlageblatt, auf dem der Satzspiegel aufgezeichnet ist. Sie können solche Blätter gratis von mir beziehen.
- ② Um die Druckkosten beim Buchdruck zu senken, habe ich ein Verfahren ausgearbeitet, bei dem keine Klischees notwendig sind. Dieses eignet sich besonders für komplizierte Dissertationen.

DR. H. CHRISTEN, JURIS-VERLAG, ZÜRICH, BASTEIPLATZ 5

SIEGFRIED

liefert an Hochschul-Laboratorien

Sämtliche Präparate für Wissenschaft, Pharmazie und Industrie
Garantiert reine Reagenzien, Volumetrische Lösungen, Indikatoren

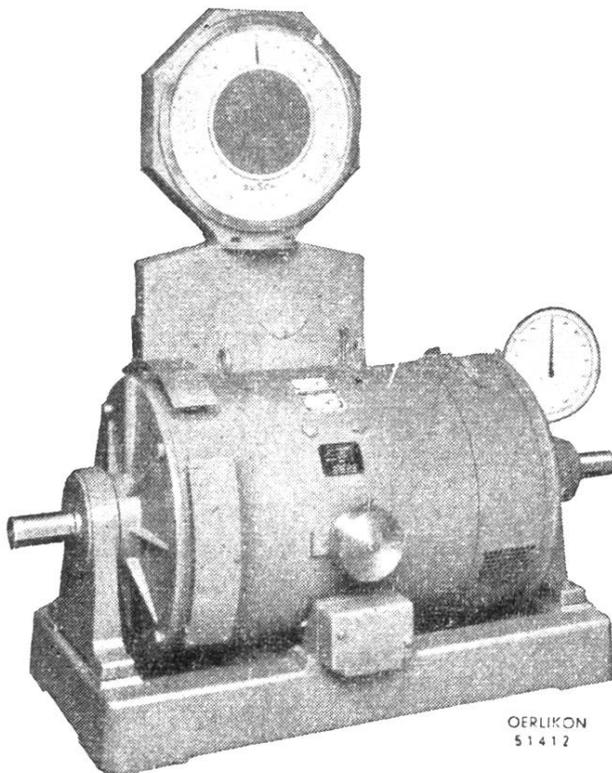
KOMPLEXONE

(Methode nach Prof. Schwarzenbach)
Prospekte stehen zur Verfügung

Aktiengesellschaft vorm. B. Siegfried

Fabrik chemisch-pharmazeutischer Präparate

Zofingen



OERLIKON
51412

OERLIKON

Leistungswaagen

zur genauen und raschen
Bestimmung von Leistung
und Wirkungsgrad von Ma-
schinen

Sonstige Erzeugnisse:

Generatoren - Transforma-
toren - Schalt- und Schutz-
apparate - Dampfturbinen -
Gasturbinen.

Maschinenfabrik Oerlikon

Zürich 50 / Telefon 48 18 10

ZÜRCHER STUDENT

31. Jahrgang

Juli 1953

Heft 4

POLITISCHES EDITORIAL

bh. Als «Kollegium politischer Greenhorns», wie uns neulich ein karrierebewusster Jurist genannt hat, treten wir heute vor unsere Leser, ganz einfach, um unsere bescheidene Meinung zur Beleuchtung des Studentenheimes durch unseren Kommilitonen René Hümbelin kundzutun. Wir hatten in den letzten Wochen wiederholt Gelegenheit, uns sagen zu lassen, welch gefährlichem Einfluss wir erlegen seien, indem wir Hümbelins Artikel veröffentlicht hätten. Hümbelin sei ein gemeingefährlicher Kommunist, und was er geschrieben habe, sei ein Musterbeispiel moskowitischer Wühlarbeit. Dass ausgerechnet die Herausgeber des zürcherischen Studentenorgans darauf hereingefallen seien, habe gerade noch gefehlt. Darauf lässt sich Wesentliches entgegnen, und unter dem Wesentlichen das erste ist wohl die Tatsache, dass wir, bevor der Artikel in Druck gegeben wurde, in der Studentenschaft nach der Meinung über die von Hümbelin vorgebrachten Punkte sondiert haben. Sozusagen jeder Benutzer des Studentenheims hat sich dabei an den hohen Preisen gestossen und Mutmassungen geäußert, die an kreditschädigendem Gehalt die Anschuldigungen Hümbelins bei weitem übertrafen. Was konnte uns in diesem Falle noch daran hindern, den Stein ins Rollen zu bringen? Lediglich die Feststellung, dass Hümbelin im Geruche steht, ein Kommunist zu sein?

Man denke nicht, wir hätten damals den bequemen Standpunkt vertreten, dass der Zweck die Mittel dann schon heiligen werde. Da wir, wie gesagt, politische Greenhorns sind, haben wir weit einfacher überlegt, haben wir uns erinnert an die unantastbaren Grundsätze der Gedanken-, Rede- und Pressefreiheit und haben zur Diskussion gestellt, was uns von unseren Kommilitonen im Studentenheim nur bestätigt worden war. Wir waren durchaus im Bilde, dass der Verfasser gewissermassen ein MacCarthy mit umgekehrten Vorzeichen ist, doch waren wir uns andererseits nach den eingeholten Erkundigungen auch im klaren über die tatsächlichen Missstände am Studentenheim. Den besten Beweis über deren Vorhandensein

hat uns nachträglich die Versammlung im Poly geliefert, die von über hundert um das Studentenheim besorgten Studierenden besucht war. Ein detaillierter Bericht darüber findet sich im Textteil der vorliegenden Nummer des «Zürcher Student».

Für die teilweise Aufklärung über die Misstände und die notwendige Richtigstellung in Fällen, wo Hümbelin etwas übers Ziel hinausgeschossen hatte, sind wir Herrn Dr. Bosshardt von der Betriebskommission zu grossem Dank verpflichtet. Was wir aber bedauern ist, dass in seinem Artikel einige der aufgeworfenen Fragen ganz einfach totgeschwiegen werden und statt dessen Hümbelins politische Einstellung beleuchtet wird. Herr Dr. Bosshardt hat sich als unermüdlicher Präsident des Studheims nach wie vor bedeutende Verdienste erworben, die wir anerkennen und schätzen, doch können wir mit ihm dahin nicht einig gehen, dass man ein absolut notwendiges Eingeständnis durch den Hinweis auf die gefährliche politische Tendenz des Anklägers ersetzen könne. Zugegeben, es ist hier äusserste Vorsicht am Platze — auch wenn Herr Hümbelin heute in bezug auf seine Neigungen zum Kommunismus «Tempora mutantur et nos mutamur in illis» zitiert —, und tatsächlich sind in den letzten Jahren auch schon einige R. H. gezeichneten Artikel in den Papierkorb gewandert. Doch sollte man unseres Erachtens den Ideologieverdacht erst aussprechen dürfen, nachdem man alle Anschuldigungen erfolgreich pariert hat. Da dies im vorliegenden Falle nicht geschehen ist und auch nicht möglich gewesen wäre, so ist zu wünschen, dass die Anschuldigungen nicht als ideologiegeboren, sondern in allererster Linie als aufbauende Kritik gewertet werden. Und sollte tatsächlich in nächster Zeit im Studentenheim so etwas wie eine Reorganisation spürbar sein, so wäre damit gezeigt, dass auch der tendenziöseste Artikel seine guten Früchte zu tragen imstande ist.

Ihre schriftliche Bestellung
aus den Ferien erledigen
wir postwendend

PAPETERIE
Stutz & Witz
SÖHNE

ZÜRICH 6 UNIVERSITÄTSTRASSE 13
Telephon (051) 28 42 44

Hermann Hesse und die studierende Jugend *

Hermann Hesse ist am 2. Juli 1953 76 Jahre alt geworden. In christlicher Frömmigkeit erzogen, Verehrer östlicher Weisheit, Humanist und Romantiker, als Dichter zugleich leidenschaftlicher Denker, wurzelt er ganz in der Bildungswelt des ausgehenden 19. Jahrhunderts, das besonders in Schwaben, dem Heimatland Hesses, noch aus der Fülle der klassisch-humanistischen Tradition lebte. Es wäre nicht erstaunlich, wenn die heutige studierende Jugend, der diese Bildungsgrundlage weithin fehlt, kein Verhältnis zu diesem alten Manne fände, der ihr in den Jahren nach 1945 zudem noch manches bittere Wort gesagt hat. Das Gegenteil ist aber der Fall: Verschiedene Umfragen unter jungen Menschen in den letzten Jahren haben das überraschende Ergebnis gehabt, dass eine grosse Mehrheit als den wesentlichsten deutschen Dichter und den meist gelesenen Hermann Hesse bezeichnet hat. Was mag die Jugend zu dem Werk dieses Dichters hinziehen, der sich so dezidiert von allen Modeströmungen der Zeit fernhält?

Fragen wir allgemein: Wie gewinnt man das Vertrauen der Jugend? Der junge Mensch möchte verstanden und geführt werden. Er hat seine besonderen Leiden und Freuden, Forderungen an sich selbst und andere, Wünsche und Streben. All dies beglückt und bedrängt ihn zugleich, es macht ihn ratlos, und seine Not ist um so grösser, als er sich mit ihr allein glaubt und noch nicht weiss, dass er sie mit vielen anderen seiner Lebensstufe teilt. Bei Hermann Hesse nun findet er dies ihn Bedrängende und Beglückende verstanden und ausgesprochen. In einem Brief hat Hesse diese Wirkung seiner Schriften selbst so charakterisiert:

«Dass viele, namentlich junge Menschen, in meinen Schriften etwas finden, was ihnen Vertrauen zu mir gibt, das erkläre ich mir daraus, dass es viele gibt, welche ähnlich leiden, ähnlich um Glauben und Sinn ringen, ähnlich an ihrer Zeit verzweifeln und doch hinter dieser und jeder Zeit das Göttliche verehrend ahnen. Sie finden in mir einen Sprecher, es tut den Jungen wohl, auch einen scheinbar Fertigen und Entwickelten sich zu manchen ihrer Nöte bekennen zu sehen, und es tut den in Denken und Sprache Schwachen wohl, wesentliche Teile ihres Erlebens ausgesprochen zu finden von einem, der anscheinend das Wort besser beherrscht.»

Auch in einem Gedicht, in den ergreifenden, 1938 unter dem Eindruck der Schreckensnachrichten aus Deutschland geschriebenen *«Nachtgedanken»*

* Der vorliegende Aufsatz aus der Feder von Herrn Regierungspräsident Dr. Huber ist erstmals in den «Mitteilungen der Freunde der Studentenschaft der Universität Heidelberg» erschienen.

hat Hermann Hesse in Worten, die für alle, nicht nur für die Jugend gelten, von dem heilenden und erlösenden Vorgang gesprochen, den das Bekenntnis der eigenen Not für den anderen darstellt. Das Gedicht schliesst mit folgender Strophe:

*Freund, der du leidest und ohne Hoffen
Deine finstere Strasse gehst,
Dir auch stehen die Gnaden der Liebe offen.
Während du einsam, so scheint dir, im Leeren stehst,
Von den Schrecken der grausamen Welt umgeben,
Ohne Glück, ohne Sinn, ohne Herz und Leben,
Warten überall leidende Brüder auf dich.
Oeffne die Augen, erkenne, und schenke dich
Hin den andern! Hast du nicht Brot,
Hast nicht Trost und Rat den Armen zu geben,
Gib ihnen dich, gib dein Leid, deine eigene Not,
Sprich mit ihnen, die sich gleich dir verschliessen,
Lass durchs Wort, durch Blick und Gebärde
Liebe herein, und die alte, wartende Erde
Wird dir, und es wird dir der Vater Geist
Seinen Sinn und die ewigen Kräfte erschliessen.
Du wirst Heimat im Chaos entdecken,
Und es werden die sinnlosen Schrecken
Schaubar, tragbar, deutbar: mitten im Rachen
Deiner Hölle wirst du zum Leben erwachen.*

Ob auch der Wunsch der Jugend nach *Führung* von Hesse befriedigt wird, ist nicht so eindeutig zu beantworten. Denn fertige Antworten, Lehren, Weisungen findet sie bei ihm nicht. Er zeigt den «Weg nach Innen», den Weg also zu sich selbst, den jeder nur für sich finden kann, und er sagt in einem Brief an einen jungen Künstler ganz unmissverständlich:

«Gott wird dich, wenn er dich richtet, nicht fragen: ‚Bist du Hodler geworden oder ein Picasso oder ein Pestalozzi oder Gotthelf?‘ Sondern er wird fragen: ‚Bist du wirklich der J. K. gewesen und geworden, zu dem du die Anlagen und Erbschaften mitbekommen hast?‘ Und da wird niemals ein Mensch ohne Scham oder Schrecken seines Lebens und seiner Irrwege gedenken, er wird höchstens sagen können: ‚Nein, ich bin es nicht geworden, aber ich habe es wenigstens nach Kräften versucht.‘ Und wenn er das aufrichtig sagen kann, dann ist er gerechtfertigt und hat die Probe bestanden.»

Es ist schwer, nach einer solchen Weisung zu leben, die ja weniger Weisung als Glaube ist. Aber man kann es, und junge Menschen mögen empfinden, dass es aufrichtiger, mutiger und besser sei, so zu leben.

Hermann Hesse sagt ihnen:

«Wenn ich nun auf junge Leser zum Beispiel des ‚Steppenwolfs‘ treffe, so finde ich sehr oft, dass sie alles in diesem Buch, was über den Irrsinn unsrer Zeit gesagt ist, sehr ernst nehmen, dass sie aber das, was mir tausendmal wichtiger ist, gar nicht sehen, jedenfalls nicht daran glauben. Es ist aber damit nichts getan, dass man Krieg, Technik, Geldrausch, Nationalismus etc. als minderwertig ankreidet. Man muss an Stelle der Zeitgötzen einen Glauben setzen können. Das habe ich stets getan, im ‚Steppenwolf‘ sind es Mozart und die Unsterblichen und das magische Theater, im ‚Demian‘ und im ‚Siddhartha‘ sind dieselben Werte mit andern Namen genannt.

Mit dem Glauben an das, was Siddhartha die Liebe nennt, und mit Harrys Glauben an die Unsterblichen kann man leben, dessen bin ich sicher. Man kann mit ihm nicht nur das Leben ertragen, sondern auch die Zeit überwinden.»

Viele junge Menschen schreiben an Hermann Hesse. Sie sprechen von ihrer Not, so gut sie können, und erwarten ein klärendes, tröstendes, wegweisendes Wort. Aber die Last solcher Briefe, die er alle mit eigener Hand schreiben muss, wird allmählich zu schwer für den Dichter, den Alter und Krankheit bedrücken. Man sollte sich's reiflich überlegen, ob man seine Zeit und Kraft in Anspruch nehmen darf, man sollte den Wunsch nach Stille respektieren, den der Dichter am ergreifendsten durch folgenden Spruch, den er an seine Haustür geheftet hat, ausspricht:

*Worte des Meng Hsiä
alt chinesisches*

«Wenn Einer alt geworden ist und das Seine getan hat, steht ihm zu, sich in der Stille mit dem Tode zu befreunden.

Nicht bedarf er der Menschen. Er kennt sie, er hat ihrer genug gesehen. Wessen er bedarf, ist Stille.

Nicht schicklich ist es, einen Solchen aufzusuchen, ihn anzureden, ihn mit Schwatzen zu quälen.

An der Pforte seiner Behausung ziemt es sich vorbeizugehen, als wäre sie Niemandes Wohnung.»

Folgen wir dem Rat des Dichters (am Schluss eines seiner Briefe):

«Kehren Sie lieber, wenn Sie meinen Brief gelesen haben, zu irgendeinem meiner Bücher zurück und schauen Sie nochmals nach, ob wirklich nicht hier und dort Sätze eines Glaubens stehen, aus dem heraus sich leben lässt. Finden Sie nichts davon, so werfen Sie meine Bücher fort. Finden Sie etwas, so suchen Sie von dort aus weiter.»

Studententheater in Zürich

WS. In diesem Semester hat das studentische Theater in Zürich eine Leistungsfähigkeit und ein Niveau erreicht, wie es in einem kommenden Semester wohl kaum noch überboten werden kann. Jahrelang war das Studententheater zu einem mehr oder weniger konsequenten Schweigen verurteilt, und wenn einmal eine Gruppe tatkräftiger und spielfreudiger Studenten dieses Schweigen durchbrach, so wurde diese Initiative mit einem bescheidenen Publikumsaufmarsch und einem finanziellen Misserfolg schlecht belohnt. So ging es noch der ATG seligen Angedenkens mit dem «Kain» von Lord Byron, der dann allerdings im Rahmen der zweiten Delphiade in Verona noch einmal zu Ehren kam, nachdem sich das ohnehin nicht sehr akademische Ensemble zum «Delphischen Theater Zürich» durchgemausert und sich dem «Delphischen Institut», einer internationalen Vereinigung von Laientheatergruppen mit bestimmten ethischen und künstlerischen Zielen, angeschlossen hatte.

Das eigentliche Erbe der alten ATG übernahm die neugegründete *Studentengruppe für Theater und Film an der Universität Zürich*. In ihrem Rahmen kam vor einem Jahr die gloriose «Jedermann»-Aufführung zustande, die das studentische Theater endlich aus seiner Erstarrung löste und es zu einem Anliegen machte, für das sich die ganze Stadt, weit über die Kreise der eigentlichen Hochschulfreunde hinaus, interessierte und begeisterte. Aus der Asche des «Jedermann» stiegen die beiden «Phönixe» dieses Jahres: die *Theatergruppe der Universität Zürich*, die sich von der Studentengruppe für Theater und Film loslöste und mit Hilfe des Delphischen Theaters «Papinian» von Andreas Gryphius zu einer hervorragenden Aufführung brachte, während die *Studentengruppe für Theater und Film* mit Goethes «Urfaust» einmal aus der Uni heraustrat und im Kreuzgang des Fraumünsters einen wundervollen Rahmen für eine eindruckliche Aufführung fand.

Die Zürcher Tageszeitungen und die «Weltwoche» haben mit erstaunlicher Einmütigkeit das Lob dieser Aufführungen gesungen und damit tatkräftig mitgeholfen, dass auch dieses Jahr wieder weite Kreise aus der Stadt die Uni oder den Kreuzgang des



Fraumünsters oder gleich beides aufsuchten. Vor allem wurde immer wieder mit Staunen auf die zahlreichen *Schauspielertalente* hingewiesen, über die die Studentenschaft so plötzlich verfügte. Wir verraten hier ein offenes Geheimnis, wenn wir darauf hinweisen, dass sowohl im «Papinian» wie im «Urfaust» der Grossteil dieser «Talente» keine Studenten, *sondern recht eigentliche Schauspieler waren*, die nach dem Abschluss einer Schulung am Zürcher Bühnenstudio oder anderswo noch zu keinem Engagement gekommen sind, und die an den Zürcher Bühnen zumeist ein dürftiges Dasein fristen, das sich selten weit vom Statistendasein entfernt. Andere haben neben der Ausbildung zum Schauspieler einen «bürgerlichen» Beruf gelernt, den sie nun «vorläufig» einmal ausüben, um existieren zu können. Man kann wohl bei einer Reihe dieser jungen Schauspieler sagen, dass es für sie, so bitter es im Moment erscheinen mag, besser ist, wenn ihnen der Weg zur Bühne früh verschlossen war, und sie deshalb rechtzeitig einen andern Weg finden mussten. Gerade die Studentenaufführungen zeigen aber, dass solche Argumente nur beschränkt zutreffen: unter den jungen Schauspielern gibt es eine Anzahl, die über wirkliches Talent verfügt, *die sich aber in Zürich einfach nicht durchsetzen kann, weil es keine Spielmöglichkeiten gibt*. Dies liegt wohl nur zum kleinsten Teil an unseren Sprechbühnen: das Zürcher Publikum will im Schauspielhaus und vielleicht auch im «Central» keine Experimente dieser Art sehen (die Experimente, die man im Schauspielhaus etwa mit den altbewährten Kräften anstellen muss, um sie für eine kurze Zeit hier sehen zu können, genügen gerade). Andere Bühnen, die sich solche Experimente leisten könnten, gibt es nicht — *ausser seit nun etwa zwei Jahren die Studentenbühnen*.

Obwohl jede Studententheatergruppe auf Reingewinn hofft, sind diese Bühnen nicht darauf angewiesen. Man spielt hier um des Spielens willen. Das tun auch die ausgebildeten Schauspieler, die da mitmachen, deshalb sind auch sie hier in einem weiteren Rahmen «Amateure». Und dann verhält es sich beim Studententheater so, dass ihm die Stadt eine gewisse Achtung entgegenbringt, die sie vielleicht einer Aufführung eines beliebigen Ensembles von jungen Schauspielern nicht entgegenbringen würde. Vielleicht sind auch die Studentenaufführungen, bei denen doch immer, wenn auch die schönsten Rollen von Nicht-Studenten besetzt sind, Studenten hinter der Organisation, der Stückinterpretation und Stückauffassung stehen, irgendwie getragen von einem spürbaren andern, mag sein «geistigeren» Geist — das bleibe dahingestellt. Wenn das Studententheater dieses «Kapital» an Vertrauen, das es im städtischen Publikum besitzt, dazu benützt, um jungen Schauspielern, die vielleicht keine Studenten sind, Spielmöglichkeiten zu bieten, so tut es das nicht zuletzt im Interesse dieses Publikums, das dadurch Aufführungen zu sehen bekommt, die nicht mehr mit den Anfangsschwierigkeiten der deutschen Sprache, nicht mehr mit ungelösten Gliedern, die keine Bewegung natürlich ausführen können, zu kämpfen haben. Das Studententheater *muss* aber auch mit begabten jungen Schauspielern zusammenarbeiten, um wenigstens mit den Einnahmen die Ausgaben decken zu können (wenn das Spiel qualitativ nicht über ein gewisses ziemlich hohes Niveau hinausreicht, besucht das verwöhnte Zürcher Theaterpublikum auch ein Studententheater nicht), endlich aber füllt das Studententheater damit, dass es diese Schauspieler in einem würdigen und künstlerisch anspruchsvollen Rahmen spielen lässt, in der Stadt eine Lücke aus, die wieder einmal empfindlich spürbar wird, wenn das Studententheater aus irgendwelchen Gründen diese Aufgabe nicht mehr bewältigen kann. Allerdings muss im Studententheater die letzte künstlerische Verantwortung immer bei den

Studenten liegen, die Initiative muss immer wieder von den Studenten ausgehen, wenn es seinen Namen mit Recht behalten soll. Mit den Rollen darf nicht auch der *Einfluss der Studenten auf das Studententheater* in die Hände von Nicht-Studenten übergehen. Darauf muss streng geachtet werden. Dazu kommt auch noch, dass das Theaterspielen im Leben eines Studenten einen gewissen Ausgleich zum Studium bedeutet, der ihm in seiner eigenen Theatergruppe nicht ganz von Nicht-Studenten genommen werden soll. Hier muss mit der Zeit ein Ausgleich zugunsten der Studenten gefunden werden.

Papinian

WS. «*Des Andreas Grypius grossmütiger Rechtsgelehrter oder sterbender Aemilius Paulus Papinianus — Trauerspiel*», so heisst der volle Titel dieses gewaltigen und gewaltsamen Barockdramas, das uns als eine faszinierende und fremde Welt gegenübersteht. Allerdings nicht so fremd, wie es uns zunächst scheinen will. 1660 ist der Papinian entstanden, zwölf Jahre nach dem Ende des Dreissigjährigen Krieges. Wir kommen, auch wenn wir nicht die beiden Weltkriege mit kühnem Griff in einen neuen Dreissigjährigen Krieg zusammenfassen wollen (eine solche Geschichtsbetrachtung wird für die Zukunft vorausgesagt), von einem Krieg her, der in seiner rasenden Ausbreitung und zugleich Verdichtung dem Dreissigjährigen Krieg nicht in vielen Dingen nachsteht, auch wenn er — wenigstens für Europa — keine dreissig Jahre gedauert hat. Der Eindruck, unter einem blind-wütenden Schicksal zu stehen, das Gerechte und Ungerechte, aber die Gerechten um so viel schmerzlicher trifft: nicht als Strafe, nicht als gerechter Lohn (des Geta und des Laetus Tod sind ja keine Sprüche eines Gerichts), sondern als Machtspruch einer dumpfen Gewalt, vor der jede Scheidung in Recht und Unrecht zerschellen muss: einen solchen Eindruck können wir nach dem Weltkrieg, nach den Nichtkriegs-, Nichtfriedensjahren seither auch davongetragen haben. Das können wir verstehen. Das ist uns nicht fremd. Befremdlich, grausig aber erscheint uns heute die unbändige Kraft, mit der dieses fürchterliche Geschehen gestaltet wird. Das Bewusstsein dieses Schicksals lastet nicht so schwer, dass es erdrücken würde, vielmehr lässt es sich sogar eine positive Seite abgewinnen, indem man es mit vielen kunstvollen, grossartig aufgebauten Reden in strengen, schweren Alexandrinern nicht nur gestaltet, sondern in seiner neuen, durch die Kunst gebändigten, aber auch verdeutlichten, konsequenteren Gestalt recht eigentlich genießt, Freude daran hat. Wie fest verankert muss der barocke Mensch gewesen sein, dass er dieser Auflösung von Recht, Ordnung, Sitte, Moral ein solches Maximum an formaler Ordnung und Geprägtheit entgegenstellen konnte!

Die neugegründete *Theatergruppe der Universität Zürich*, die sich die Hilfe des *Delphischen Theaters Zürich* sicherte, brachte das schwierige Stück zu einer eindrucklichen und erfolgreichen Aufführung. Die Hauptschwierigkeiten lagen wohl in der sprachlichen Ausdrucksgebung. Es kam der Theatergruppe zugut, dass sie in den Hauptrollen über sprachlich und auch schauspielerisch zum Teil nicht nur ausserordentlich begabte, sondern auch gut ausgebildete Kräfte verfügte, die ihrer Aufgabe völlig gewachsen waren. In *Heinz Woester* mit seinem Assistenten *Kraft-Alexander* stand der künstlerischen Arbeit ein Regisseur vor, der für eine im Rahmen der Möglichkeiten liegende stilgerechte Aufführung besorgt war. Der Aufführung lag eine Textbearbeitung unseres Kommilitonen *Hans Hebeisen* zugrunde. Der Raum

vor und auf der grossen Treppe beim Haupteingang der Universität eignete sich einmal mehr ausgezeichnet für eine grossartig geschlossene Inszenierung, die auf alle überflüssigen Requisiten verzichtete und den jeweiligen Ort nur durch die Andeutung einer Wand, durch ein Möbel oder ein Ruhebett bestimmte, um das gesprochene Wort ganz in den Mittelpunkt treten zu lassen.

„Oktobertag“ im Theater am Neumarkt

Gastspiel der Basler Studentenbühne

WS. Nach langen Jahren hat es wieder einmal die Studentenbühne der einen Universitätsstadt gewagt, die andere Universitätsstadt zu besuchen. Das Wagnis war, um das gleich vorwegzunehmen, für unsere *Basler Kommilitonen* nicht gerade ermutigend. Wohl war Zürich um die Mitte des vergangenen Monats nicht gerade theaterbedürftig; das mag die zürcherische Oeffentlichkeit entschuldigen. Die Studenten der beiden Hochschulen hätten aber diese Gelegenheit, einen Teil des Lebens an jener Universität kennen zu lernen, wo, obgleich sie ja nicht sehr ferne von uns liegt, ein anderer Wind weht und ein anderer Geist herrscht, nicht so unbeachtet vorbeigehen lassen dürfen.

Das Schauspiel *«Oktobertag»*, 1928 von *Georg Kaiser* geschrieben, im selben Jahr in Basel und Zürich mit Erfolg aufgeführt, geriet unter dem nationalsozialistischen Bann in Vergessenheit. Ob es durch Neuaufführungen mit dauerndem Erfolg daraus erlöst werden kann, scheint uns zumindest fraglich. Die Spaltung zwischen dem Schein und dem Sein ist zu tief, als dass sie durch den Schluss des Stückes überbrückt werden könnte. Was Kaiser vielleicht noch als Lösung erschien (aber erschien es ihm überhaupt als Lösung?), ist für uns ein Kurzschluss, der den Knoten nicht entwirrt, sondern ihn, unauflöslicher denn je, nur in einen jedem menschlichen Bemühen noch unzugänglicheren Bereich stellt. Das *«Wir können leben!»* des Leutnants am Schluss des Stücks scheint uns nicht nur eisigste Ironie, sondern geradezu Blasphemie, die jeden Hoffnungsschimmers entbehren muss. Trotzdem ist *«Oktobertag»* voll von überraschenden Ideen und Bildern, auch voller echter Spannung (am Ende ohne Entspannung!), die eine Studienaufführung mehr als rechtfertigen. Die *«mystische Union»* Catherines mit dem Leutnant ist ein grossartiges, hier aber verzweifelter Bekenntnis zur Macht der Liebe. Die expressivste Wucht lag in der Ueberhöhung des läppisch-tierischen Schlächtergesellen im dritten Akt, dem plötzlich und doch ohne Bruch *mythisches, erinnyenhaftes Wesen* zukam, das keine Zweifel über den Sinn eines Pistolenschusses offen liess.

Kaisers Schauspiel ist zweifellos nicht für Laienspieler geschrieben. Als *handlungsarmes Dialogdrama* stellt es an Regie und Darsteller Anforderungen, denen ein Studententheater nicht gewachsen zu sein braucht und auch kaum gewachsen sein kann. Die Basler haben aber eine *überzeugende Aufführung von grosser Dichtigkeit* zustande gebracht, die sich vor allem in den Darstellern Catherines, Costes und des Schlächtergesellen auf ausgesprochene *Theaterbegabung* stützen konnte. Mit den andern, die ihren Teil zum Gelingen beitrugen, vermochten sie die Spannung mit bescheidensten Mitteln (dahinter verbirgt sich eine grosse Selbstdisziplin und eine bemerkenswerte Regieleistung) ohne Nachlassen durch die drei Akte zu tragen und das wenig zahlreiche Publikum im Atem zu halten. Es vergalt nachher durch ehrlichen und anerkennenden, anhaltenden Applaus.

Die Möblierung des Zimmers (Franz Marcs «Tierschicksale» an der Wand schienen dem zwar zu widersprechen) und die Kostüme wollten das Stück aus seiner Entstehungszeit, der Zwischenkriegszeit, offenbar in eine (als zeitlos aufzufassende?) Gegenwart übertragen. Das Stück steckt aber zu tief in den Anschauungen seiner Zeit (mit denen wir wohl zum Teil bis heute noch zu kämpfen haben, aber die Fronten haben sich nach dem zweiten Weltkrieg doch etwas verschoben), so dass ein solcher Versuch wohl kaum statthaft ist.

Vor der Rückreise nach Basel erwiesen sich die Basler Studentenschauspieler in der «Oepfelhammer» während eines kurzen Beisammenseins nicht nur als charmante Gäste, sondern sogar, wir gestehen es beschämt, als liebenswürdige Gastgeber. Wir danken den Baslern für diesen Abend und hoffen, sie einst unter etwas günstigeren Umständen wieder in Zürich sehen zu dürfen. Bis dahin wünschen wir ihnen in Basel guten Erfolg!

Goethes Urfaust

s. Wer den Urfaust liest, wird sich immer wieder von der elementaren Kraft dieser Szenenfolge überraschen lassen, er wird ihn als Keim zu der umfassendsten Dichtung deutscher Sprache bewundern, von dem endgültigen ersten Teil des Faust her aufnehmen und sich jene Verse und Szenen, die später hinzukamen, unwillkürlich als verbindenden Grund dieses jugendlichen Freskogemäldes vorstellen.

Um so nötiger wird die Aufführung eines solchen Werks, damit man es unmittelbarer und als Selbständiges erlebe. Der Studentenbühne der Universität ist es gelungen, Goethes Urfaust so überzeugend zu spielen, dass kein Zuschauer daran denkt, dieses Stück sei unvollendet, und niemand mehr Stück und Aufführung wird voneinander trennen können. Und Besseres lässt sich über Theater nicht sagen.

Schon der architektonische Rahmen ist der denkbar beste. Der verhältnismässig kleine Hof im Kreuzgang des Fraumünsters fasst die Zuschauer in den Vorstellungsräume zusammen, der alle nötigen Bauten enthält: das «hochgewölbte, enge, gothische Zimmer» Faustens im Mittelbogen, der ebensogut zu einem Kellergewölbe für das Gelage werden kann und mit ein wenig Stroh am Boden das unentrinnbar Kahle des Kerkers annimmt, in dem Gretchen zugrunde geht; ein Winkel des Hofes gibt leicht das «kleine, reinliche Zimmer» Gretchens, ein anderer die Stube der Frau Marthe; der Brunnen seitwärts wird durch einfache Beleuchtung zum Aussenraum und die Steinfigur zum Standbild der Mater dolorosa, an die Gretchen ihr erschütterndes Gebet richtet.

<p><i>em. paillard</i> <i>ingenieur</i></p> <p>HERMES</p> <p>Präzisions-Schreibmaschinen</p>	 <p>Modelle schon ab Fr. 230.—</p>	<p>Freie Besichtigung bei:</p> <p>Baggenstos</p> <p>Zürich, Waisenhausstrasse 2 Laden: Poststr. 4, Tel. 25 66 94</p>
---	---	---

In diesem wie dafür geschaffenen Rahmen entfaltet sich das Spiel in seiner Vielfalt und Gebundenheit. Die Rollen (wir möchten angesichts des vollkommenen Teamworks keine Namen nennen) sind unübertrefflich besetzt: es sind der Faust, unruh voll getrieben zwischen der Intimität der Liebe und der unendlichen Wissens- und Gefühlsbegierde, das Gretchen in seiner reinen Hingabe und unschuldigen Beschränktheit, der satte, hämische, schalkhafte, mächtig-ohnmächtige Mephisto «der Gedancken Fabrick»; bis in die knappen Nebenrollen restlos überzeugend besetzt. Aus der Vielfalt der sich in herrlichem Rhythmus ablösenden Szenen kristallisiert sich klar der gedankliche Kern des Stücks: die Verewigung des Augenblicks im Gefühl und damit die Nichtanerkennung irgendeiner Folge in der Zeit. Von diesem Kernpunkt aus gesehen bedarf das Gelage in Auerbachs Keller einer sprudelnderen Rhythmik; hier dürfen keine Kunstpausen entstehen, die das einzelne Wort über den Augenblick hinaus mit Nachhall belasten. Sonst aber ist das Stück, das wie kaum eines sich der Routine entzieht und daher unter einer so vorzüglichen Leitung wie in dieser Inszenierung von gebildeten Laien wohl aufgeführt werden darf, kongenial gespielt. Der ins Uebermenschentum sich steigernde Trieb Faustens reisst mit; das Zwitterhafte des bald dämonisch-zerstörerischen, bald blöd-platten Mephisto bleibt unvergesslich; das Hineinwachsen Gretchens in die hingebende Liebe und seine Loslösung von Faust in der Kerkerszene ergreift und erschüttert. Wer ein starkes menschlich-künstlerisches Erlebnis sucht, wird sich diese Inszenierung von Goethes Urfaust nicht entgehen lassen wollen.



Sekretariat der Studentenschaft

Dr. Faustgasse 9 . . . ,

das hört sich sehr trocken an, und wer in die dunklen Räume mit vergittertem Fenster herabsteigt, der würde kaum vermuten, dass sich selbst hier viel Menschliches abspielen kann. Es handelt sich nämlich nicht nur um ein Sekretariat im gewöhnlichen Sinne, in dem unter anderem auch getippt wird und in dem das Telephon sehr oft schellt und was sonst noch für Bürogeräusche vorkommen, sondern es besitzt einen Schalter, an dem man keine Formulare ausfüllen muss. Nur eine kleine Anmeldekarte für die Arbeitsvermittlung liegt vor, und die Juristen und Nationalökonomien dürfen ihre Dissertation anmelden und fragen, ob man die Marken für Fr. 1.—, die von der Dissertationszentrale in Bern als Gebühr erhoben werden, auf die Karte kleben müsse. — Es ist auch deshalb kein gewöhnliches Büro, weil ab und zu ein Brief an Herrn Dr. Faust gelangt und der alte Herr sogar persönlich am Telephon verlangt wird, um zum Beispiel die Vermittlung einer Mansarde mit Selbstbedienung an seriösen Wochenaufenthalter ohne Anhang und wenn möglich Nichtraucher etc. zu bewerkstelligen. Als ich einmal antwortete, der Herr Doktor Faust sei schon lange gestorben, meinte der gute Mann am Telephon ganz bedauernd: «Herrjeh!» Das Sekretariat der Studentenschaft ist sozusagen die Nummer 11 Nummer 2, ja noch mehr, es vermittelt nämlich nicht nur Auskünfte, Zimmer und Arbeit, sondern auch Ballpartnerinnen, Ratschläge an Verliebte und, noch schlimmer, an nicht mehr Verliebte. Es befasst sich mit der Suche nach Vermissten, das heisst Studenten, die die Adresse gewechselt haben, ohne ihre Schulden vorher zu begleichen, und es wurde sogar einmal von einer Amtsvormundschaft mit der Aufgabe betraut, am Poly einen Kindsvater ausfindig zu machen. Zum Glück handelte es sich dann doch nicht um einen Studenten, und die vier ahnungslosen, fraglichen Kandidaten konnten aus dem Verdacht entlassen werden.

Kurz vor einem Uniball kam einmal ein Student und gestand ganz verzweifelt, dass er seine heimlich Angebetete nicht zu fragen wage, ob sie mit ihm an den Ball kommen wolle. Er habe Hemmungen, keinen gesellschaftlichen Schliff, er wisse überhaupt nicht, wie man sich unterhalte, er tanze schlecht und bekomme einen roten Kopf. Wir besprachen die Sache hin und her, kein Ratschlag passte ihm, nicht einmal der eines unbekanntenen Kollegen, der gerade zufällig dabei stand und ihm riet, einfach «einen glatten Hagel» mitzunehmen, dann gelinge die Sache schon; und der Arme wünschte sich schon unter den Boden. Ich schlug ihm zuletzt vor, seine Schwester einzuladen, da brauche er keine Hemmungen zu haben, denn sie werde ihn schon kennen. Begeistert von der Idee, regelte er die Partnerschaft in diesem Sinne.

Aber — um halb neun Uhr am Abend des Uniballes klingelte das Telephon und ein äusserst niedergeschlagener Jüngling teilte mir mit, dass alles verloren sei, die Schwester hätte eben abtelephonierte, sie sei krank — und «*was mues i jetzt mache?*» Dank der genialen Erfindung des Telephons hatte der Enttäuschte in fünf Minuten eine neue, nie gesehene Ballpartnerin und keine Zeit mehr für Ueberlegungen. Nach vierzehn Tagen erschien er wieder bei mir, bedankte sich und fügte hinzu, dass die Sache leider nicht ohne Folgen geblieben sei. Mir wurde einen Moment lang ganz

heiss, denn ich hatte ja sozusagen für ihn gebürgt. Doch erklärte er dann, dass er nämlich verliebt sei und nicht wisse, wie er sich aus der Affäre ziehen müsse. Er sei weiter gegangen als zulässig gewesen wäre, «aber nit dass Sie dengge, ich hätt ihr einen Kuss gebe — Gott bewahre, so bin i dann au nitte.» Angesichts dieser Sachlage gelang es schliesslich, ihn zu beruhigen und mit grossem Herzweh, aber entschlossen, hat er sich dann telephonisch von seiner Dame verabschiedet.

Nun ist er von der Bildfläche verschwunden, wie so viele andere, die eine Zeitlang oft kommen und dann plötzlich nicht mehr. So waren da auch zwei Spanier, das heisst erst war es einer, dann wurden es zwei und schliesslich drei und alle mussten sie dringend Arbeit haben. Sie waren so willig, und der eine, der eine Zeitlang eine Ausstellung hütete, die nach seinen Aussagen täglich von mindestens einem Menschen besucht wurde, sei so pflichtbewusst und arbeitsam gewesen und der Freund, der ihn begleitete, auch — da konnte man sie ja sicher empfehlen —; bis sich herausstellte, dass sie lieber schliefen als arbeiteten und fanden, es genüge, wenn man einmal in der Woche früh aufstehe. Auf diesbezügliche Vorstellungen rangen sie die Hände und mit ganz überzeugenden Augen rief der, der etwas Deutsch konnte und dieser Kenntnisse wegen immer eine Bürostelle wünschte: «Oh schlechte Mensch, nicht warr, wir soo fleissig und immer da, Tag und Nacht — elfen Sie uns weiter, Sie unsere Weihnachtspaggett, ohne Sie ver-ungert, ich gebe Sie meine Blut für Transfusion, eine Liter, swei, drei, alle, nur sagen und ich gebe.» Ich dankte ihm natürlich herzlich und hoffte mit ihm, von dem Angebot einmal Gebrauch machen zu dürfen. — Etwas später befasste sich dann die Fremdenpolizei mit ihnen; ob sie dort auch ihr Blut angeboten haben, entzieht sich meiner Kenntnis.

Aber nicht nur Studenten suchen und fragen, sie werden auch gesucht und nicht nur für Arbeit und Zimmer, sondern zum Beispiel unter anderem auch von einer Frau, deren Tochter einen Freund hat, der regelmässig vor dem Poly- und dem Uniball eine ganz schwere Grippe bekommt. Und dabei hat die Tochter jedesmal so ein schönes Ballkleid, ganz neu, und hat sich soo gefreut! Und sie wohnt «dann öppe» am Zürichberg in einer Villa und ist hübsch, wie alle jungen Mädchen von heute, «gälled Sie», und so einer, der in einer Mansarde hause, sei dann nicht erwünscht, er müsse aus gutem Hause sein, denn ihre Tochter sei das auch, sie wohne ja wie gesagt am Zürichberg und ich werde wohl wissen, was das heisse. Im übrigen hoffe sie, dass ich keine missgünstige alte Jumpfer sei und dem armen Kind vor einem glücklichen Abend stehe. Sicher nicht, und gehorsam richte ich ihr dann aus, dass ich einen Anwärter gefunden hätte, dass er aber die Katze nicht im Sack kaufen wolle: es müsse eine Photo her, mit und ohne Beine. Mit dieser Bedingung war dann seltsamerweise die Angelegenheit erledigt und die Bemühungen ergebnislos, wie das eben manchmal der Fall sein kann.

Es kommt auch in jedem Semester vor, dass von gewissen Herren mit grosser Selbstverständlichkeit und unschuldiger Miene Studentinnen als Privatsekretärinnen oder für Sprachstunden angefordert werden. Manchmal schicke ich dann einfach einen Studenten, mit der Begründung, keine geeignete Studentin zu finden, worauf diese Arbeitgeber meistens finden, es eile nicht so sehr! Besondere Aufmerksamkeit verdienen die Herren, die für die Schwester eine Französisch- oder Englischlehrerin wünschen. Das erstemal, als ich ahnungslos eine Studentin beauftragte, stellte sich heraus, dass eine Schwester gar nicht existierte und der Herr obendrein fand, dass seine Gegenwart als Bezahlung genüge.

Manchmal kann man aber auch etwas erleben, wenn man einen Studenten zu Hause anruft, um ihn über ein Stellenangebot zu informieren. Mehr als ein empörter Vater erklärte mir bei dieser Gelegenheit, dass er dem Sohne gerne ausrichten wolle, wo er zu arbeiten habe. Eine besorgte Mutter bat mich sogar einmal, ihrem Sohn doch ja nichts mehr zuzuhalten, er hätte es ja gar nicht nötig und es wäre besser, er wäre mit halb so viel Eifer beim Studium wie auf dem Bau oder sonstwo.

Nun glaube ich aber, dass ich nichts weiteres mehr ausplaudern darf, sonst könnte es plötzlich öde werden an dem kleinen Schalter des Sekretariates der Studentenschaft. Auch möchte ich nicht, dass man glaubt, es würden bei uns keine seriösen Geschäfte und Angelegenheiten erledigt! Es handelt sich hier nur um einige «Illustrationen» zum Alltag, der zwar, näher besehen, auch gar nicht so alltäglich aussieht, wie man sich das vorstellen könnte. Aber eben — darüber muss die Geschichte schweigen...

Frau Alther.

Zur Kyburg-Serenade 1953

Eine der glücklichsten Arten öffentlichen Musizierens ist gewiss die Serenade: Die weitgehende Geschlossenheit der äusserlich schon durch den Ort hervorgerufenen Stimmung mit dem Geiste der Musik vermag in hohem Masse jene Kluft, die heute zwischen dem Künstler und dem Kunstbetrachter steht, zu überbrücken. Die Gehobenheit der Sphäre der Kunst wirkt in keiner Weise mehr erzwungen, sondern wird ganz natürlich, ja selbstverständlich.

Es war denn auch die Sympathie zwischen Musikern und Publikum, die jene freundliche, warme Stimmung hervorrief, die wir an der Kyburg-Serenade so lieben. Nicht zuletzt deswegen gelang es den Künstlern, dem Winterthurer Streichquartett mit dem Oboisten Egon Parolari, eine kaum mehr zu überbietende Meisterschaft zu zeigen. Zunächst wurde das Quartett für Streichtrio und Oboe in D-Dur von Karl Stamitz gespielt, eine völlig unproblematische Musik, die auf dem Prinzip des Ein- und Ausatmens aufgebaut ist und ganz einfach ein schönes, sauberes Musizieren verlangt. Mehr denn je ist es nach dem Anhören dieser Musik für uns unbegreiflich, dass Mozart zu seiner Zeit Stamitz einen Scharlatan nennen konnte.

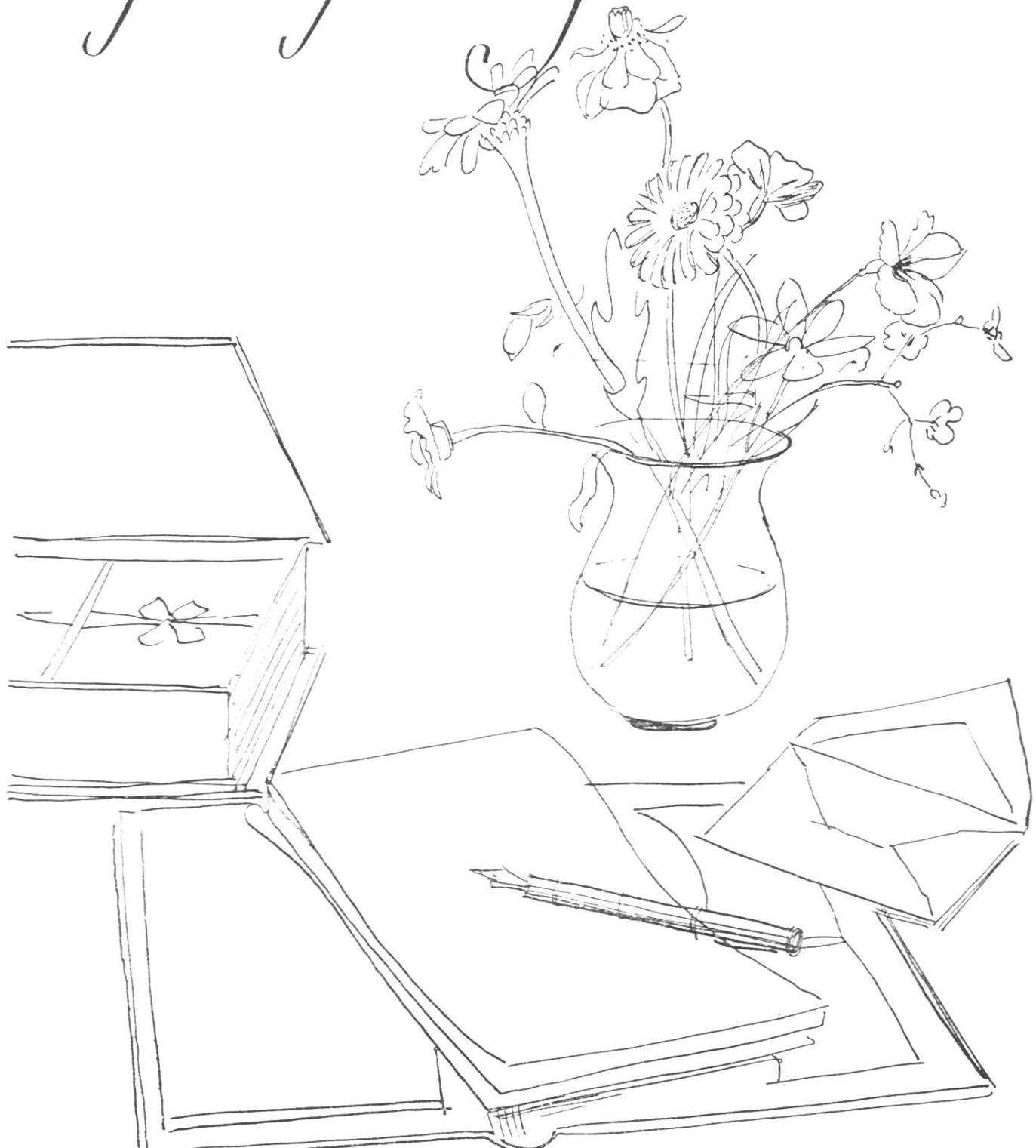
Den Höhepunkt des Abends bildete zweifellos das Es-Dur-Streichquartett, op. 121, Nr. 1, von Franz Schubert. Diese Komposition des reifen Schubert, ein Werk von eindringlicher Schönheit, war unsprünglich gesänglich gedacht, ist aber ein klassisches Werk, wie denn der ganze Abend vom Barock-Rokoko über die Klassik zur romantischen Musik geleiten wollte. So stellte das berühmte Streichquartett in D-Dur, op. 11, von Peter Tschaikowsky, den romantischen Abschluss des Programmes dar. Zuweilen — besonders war dies im vierten Satz spürbar — versinkt hier das Musikalische ins Mystisch-Irrationale, vom unverbindlichen Musikantentum eines Stamitz sind wir ins zutiefst Menschliche, vielleicht Uebermusikalische geführt worden. Dieser Komposition mögen schwere Mängel anhaften — teilweise sind die musikalischen Gedankengänge vollkommen unglaublich —: trotzdem steht uns diese Musik sehr nahe und vermag nachhaltig tief in uns einzudringen.

Ein reicher Beifall dankte den Künstlern, die, nochmals zum Klassischen zurückkehrend, mit einem Satz aus Schuberts bekanntem a-moll-Quartett den Abend abschlossen.

H. K.

Scholl

Für feine Schreibwaren



FILM

GEDANKEN EINES FILMREGISSEURS

Von Alfred Hitchcock

Viele Leute glauben, dass ein Filmregisseur seine ganze Arbeit im Atelier ausführt, indem er Schauspieler darauf drillt, zu agieren, wie er es vorschreibt. Für mich trifft das gar nicht zu — und ich kann natürlich nur von *meiner* Art Regie zu führen berichten. Faktisch ist die Arbeit am Drehbuch für mich die eigentliche Filmarbeit. Wenn ich damit zu Rande gekommen bin, so ist der Film in meinem Kopf fix und fertig. Ich halte es darum meistens für überflüssig, nach den Aufnahmen noch mehr zu tun als den Schnitt zu überwachen.

Die Dekorationen gehören für mich schon zum ersten Entwurf; ich habe meist eine ziemlich scharf umrissene Vorstellung davon — nicht umsonst war ich Kunstschüler, bevor ich zum Film ging. Manchmal kommt mir sogar zuallererst ein bestimmter Schauplatz in den Sinn. Mein Film «Der Mann, der zuviel wusste» kam folgendermassen zustande: Ich sah schneebedeckte Alpen und düstere Londoner Gassen vor mir, und aus diesem Kontrast heraus entstanden die Personen der Handlung.

Wenn Drehbuch und Dekorationen ausgearbeitet sind, können wir an die Aufnahmen gehen. Mein Ziel ist, einen Film auf der Leinwand richtig aufzubauen, nicht einfach etwas zu photographieren, was schon als Bühnenhandlung vorher aufgebaut worden ist. Das ist es, was einem Film zu wirklich lebendiger Wirkung verhilft: das Gefühl, dass man auf der Leinwand etwas vor sich sieht, das in Bildern ausgedacht und unmittelbar mit optischen Mitteln gestaltet worden ist. Die Leinwand muss ihre eigene, neugemünzte Sprache sprechen.

Als Beispiele kann ich eine Szene aus meinem Film «Sabotage» anführen, nach dem Roman «Der Geheimagent» von Joseph Conrad. Kurz bevor der Held, Verloc, von seiner Frau getötet wird, spielt sich eine Szene ab, die aus lauter separat aufgenommenen, nachträglich zusammenmontierten Stücken besteht. Die Szene soll klarmachen, wie es dazu kommt, dass Verloc getötet wird — wie der Gedanke, ihn zu töten, in Sylvia Sidneys Hirn aufsteigt und sich mit dem Brotmesser verkoppelt, als sie sich zum Abendbrot setzen. Aber die Sympathie des Publikums muss Sylvia Sidney gesichert bleiben; es muss deutlich werden, dass Verlocs Tod letztlich irgendwie ein Unglücksfall ist. So sieht man sie beim Auftragen der Gemüseplatte unwillkürlich mit dem Brotmesser hantieren, als ob ihre Hand aus eigenem Antrieb nach dem Messer griffe. Die Kamera wechselt von ihrer Hand zu ihren Augen und wieder zur Hand zurück — dann wieder zu den Augen, wie sie sich plötzlich des Missgriffs mit dem Messer bewusst wird. Dann eine ganz gewöhnliche Aufnahme: der Mann isst sein Gemüse, gedankenlos wie jeden Tag; dann zurück zu der Hand und dem Messer. Im alten Stil hätte Sylvia Sidney dem Publikum durch betont aufgetragene Mimik klarmachen müssen, was in ihr vorgeht. Aber heutzutage tragen die meisten Leute in Wirklichkeit ihre Gefühle nicht auf dem Gesicht zur Schau. Deshalb versuchte der Film, dem Publikum den Seelenzustand der Frau an ihrer Hand deutlich zu machen: an ihrem unbewussten Griff nach dem Messer. Jetzt wechselt die Kamera

wieder zu Verloc, zum Messer zurück, wieder zu Verloc, zu seinem Gesicht. Man erkennt, wie er plötzlich das Messer sieht und erfasst, was es für ihn bedeutet. Die Spannung zwischen den beiden ist hergestellt, und in ihrem Mittelpunkt steht — das Messer.

So konstruiert man schrittweise die psychologische Situation, Stück um Stück, indem die Kamera zuerst das eine Detail hervorhebt und dann ein weiteres. Es kommt nur darauf an, dass man das Publikum in die Situation einbezieht, statt dass man es alles unbeteiligt von aussen ansehen lässt.

Baut man einen Film auf solche Weise auf, dann besteht nicht viel Bedarf nach virtuosen Schauspielern, die Effekte und Höhepunkte mit eigenen Mitteln erzielen und mit der Kraft ihrer Begabung und ihrer Persönlichkeit unmittelbar auf das Publikum hinspielen. Fast wäre ich versucht zu sagen, dass der beste Filmdarsteller der ist, der ganz besonders gut — nichts tun kann.

VSEVOLOD J. PUDOVKIN †

In der Geschichte des Films nahm die russische Schule einen bedeutenden, wenn nicht den bedeutendsten Platz ein. Die junge Generation russischer Künstler der Zwanzigerjahre suchte nach einer Ausdrucksform für ihre gewaltigen Eindrücke aus Krieg und Revolution. Nichts konnte ihnen willkommener sein als die Entdeckung der künstlerischen Gestaltungsform des Films, dessen eminente Möglichkeiten in den ersten grossen Filmen des Amerikaners Griffith, die damals gerade in Moskau zu sehen waren, offenbar wurden. Was die Russen daraufhin unter anfänglicher Führung *Vertoffs* in theoretischer wie in praktischer Hinsicht für den Film als Kunst leisteten, legte den Grundstein für das filmkünstlerische Schaffen. *S. M. Eisenstein*, der bereits 1948 erst fünfzigjährig starb, und *Pudovkin*, der jetzt in seinem 60. Altersjahr verschieden ist, wurden zu den bedeutendsten Persönlichkeiten des russischen Films und zählen zu den markantesten Gestalten der Filmgeschichte überhaupt. Eisenstein schuf härter und nüchterner als Pudovkin. Er ging aus von der Masse, von der Stadt, vom Plan, von der Organisation, um den Menschen darin zu suchen, während Pudovkin vom Menschen ausgeht, um ihn durch die gewaltige Szenerie des gesellschaftlichen Umbruchs zu begleiten.

«Pudovkins erster grösserer Film, den er 1926 anschliessend an Eisensteins ‚Panzerkreuzer Potemkin‘ drehte, war sein kompaktestes Werk. In seinem Aufbau überaus klar und straff, trägt ‚Mutter‘ noch einen Schimmer eisensteinscher Kälte, die in den späteren Filmen gänzlich verschwindet. Die folgenden Werke: ‚Das Ende von St. Petersburg‘ (1927) und ‚Sturm über Asien‘ (1928), sind episch viel breiter und wirken daher viel weniger geschlossen. Pudovkin arbeitet sehr viel mit Symbolen. Er vergleicht die stürmende Menschenmasse in ‚Mutter‘ mit den treibenden Eismassen eines Flusses. Die unerbittliche Macht und Verworfenheit der Zarenjustiz charakterisiert er mit einem Paar grosser schwarzer Stiefel des wachhabenden Soldaten, mit einer breiten, hohen, kalten steinernen Treppe, mit einem protzigen Kapitell, mit dem Wappen des Zaren und dessen Büste. Den angstvollen Blicken des Angeklagten stellt Pudovkin die herausgeputzten, oberflächlich plaudernden Richter gegenüber. Diese Methode der Charakterisierung in einer Montage typischer Bilder ist kennzeichnend für den russischen Stil. Sie geht ursprünglich auf Griffith zurück, der in ‚Intolerance‘ die Macht des Cyrus veranschaulichte, indem er dessen blitz-

des Schwert in einer Grossaufnahme festhielt, bevor er uns den Herrscher selber vorstellt. Bei Pudovkin finden sich unzählige solcher Beispiele. Den Finanzmagnaten in ‚Das Ende von St. Petersburg‘ kennzeichnet er mit Krawatte und Doppelkinn und den Zaren durch eine goldbetresste Brustpartie und eine herrisch ausgestreckte Hand, die auf eine Reihe kopfloser Minister weist. Nicht nur mit der Gegenüberstellung (Montage), sondern auch mit der Einstellung selber bringt Pudovkin seine Symbole zum Ausdruck. In einer Aufsicht (Vogelperspektive) zeigt er uns im Vordergrund des Bildes die Riesenstatue des Zaren, und ganz im Hintergrund weit unten auf dem immensen Petersplatz zwei winzige Menschen. Dieses Bild soll die Macht des Regimes und die Grösse der Stadt veranschaulichen. Dass Pudovkin nicht nur Lyriker ist, dass auch ihn die Dynamik begeistern konnte, kommt in jener Bilderfolge ‚Das Ende von St. Petersburg‘ zum Ausdruck, in der er den Kampf ums Kapital in der Börse mit dem blutigen Kampf in Dreck und Schlamm auf dem Schlachtfelde in weltanschauliche Beziehung bringt.» (Kleiner-Leutenegger: «Film — dramaturgisch, gesellschaftlich, historisch», S. 22.)

Während Eisenstein nach 1930 durch seine Theorie über die Bild-Tonmontage nochmals von sich reden machte, versank Pudovkin bereits damals im künstlerisch Belanglosen. Es lässt sich hinter den späteren Filmen dieser Veteranen der Revolution manches vermuten, was den künstlerischen Niedergang politisch erklärt. Das verzweifelte Suchen Eisensteins nach formalen Experimenten weist doch allzudeutlich auf den Versuch, in gehaltlicher Hinsicht dem politischen Druck der neuen Machthaber zu entfliehen. Hinter diesen Bildern verbirgt sich viel, das dem oberflächlichen Betrachter entgeht. Doch darauf einzutreten, ist hier kein Raum.

Anmerkung:

Das Ergebnis der Umfrage über den Schweizerfilm in der letzten Nummer können wir aus zeittechnischen Gründen erst in Nr. 5 veröffentlichen.

Zur Studentenheim-Diskussion

Erklärung

Herr cand. Ing. chem. Kristian Wendt hat mir heute mündlich mitgeteilt, der zurzeit von ihm präsierte Verband ausländischer Studierender in Zürich verfolge in keiner Weise irgendwelche politischen Tendenzen und habe sich daher in der Studentenheim-Diskussion von Kommilitone R. Hümbelin distanzieren müssen, was tatsächlich im Ausspracheabend vom Freitag, den 26. Juni, im Auditorium I des Hauptgebäudes der ETH bereits geschehen ist. Als einige Vertreter des Verbandes der ausländischen Studierenden vor zwei Jahren im Beisein von Herrn Hümbelin sich mit mir über Fragen des Studentenheimes unterhielten, sei ihnen, wie Herr Wendt ausdrücklich hervorhebt, die politische Einstellung des Herrn Hümbelin vollkommen unbekannt gewesen.

Ich habe von dieser Erklärung des Herrn K. Wendt mit grosser Befriedigung Kenntnis genommen und leite sie hiermit entsprechend dem Wunsche des Herrn Wendt gerne an die Kommilitonen der beiden Hochschulen in Zürich weiter.

Dr. H. Bosshardt.

Réunion d'étudiants au sujet du Studentenheim

Le vendredi 26 juin, une centaine d'étudiants répondaient à l'appel qui avait été fait pour discuter la question du Studentenheim. Qu'il nous soit permis ici de remercier le Conseil d'école qui nous a mis l'auditoire I du Poly à disposition. La discussion fut animée par des étudiants de toutes opinions politiques, religions et nationalités. Il fallut tout d'abord spécifier que la discussion devait se faire sur une base strictement neutre et le président de la société des étudiants étrangers, Monsieur Wendt, nous a déclaré que, si la société avait accepté la participation de Monsieur Hübeline à la discussion qui eut lieu avec Monsieur le Dr Bosshardt, secrétaire du Conseil d'école, c'était en ignorance totale des tendances politiques de Monsieur Hübeline, mais seulement parce qu'ils étaient heureux qu'un étudiant de nationalité suisse s'intéresse aussi à la question. Lors de la réunion de vendredi 26 juin, l'assemblée vota la résolution de prier l'assemblée des délégués (DC) de la société des étudiants de l'EPF (VSETH) et le grand conseil des étudiants (Grosser Studenterrat) de l'université de nommer une commission chargée d'étudier les revendications et doléances des étudiants sur le Studentenheim et de les transmettre à qui de droit. Cette commission-filtre devrait être élue directement par les étudiants et se composer de membres habitués au Studentenheim. Les étrangers devraient aussi y être, si possible, représentés. De ce fait tout mécontentement pourrait être immédiatement examiné et tout abcès tel celui qui vient d'éclater pourrait être évité.

Maurice Haesler, cand. jur.

. . . und die Replik

Auf die Ansprache, die ich als Präsident der Studentenschaft am Vorabend des dies academicus gehalten habe und die in Heft 2 des «Zürcher Studenten» veröffentlicht wurde, hat Otto Erb, cand. ing., in Nummer 3 unserer Studentenzeitschrift eine Entgegnung erscheinen lassen. Dass meine Rede überhaupt ein Echo gefunden hat, freut mich natürlich; immerhin hätte ein sachlicherer Ton in dieser Entgegnung eine bessere Grundlage für eine fruchtbare Diskussion gebildet. Ich sehe mich daher nicht veranlasst, auf die Sache selbst einzugehen, muss aber auf zwei Einwürfe antworten:

INSTITUT MINERVA ZÜRICH

Repetitionskurse: Vordiplome ETH und Propädeutikum für Mediziner

Beginn: anfangs Februar und anfangs August

Maturität ETH

Handelsschule

Arztgehilfinnenkurs

Erstens sollen nach Herrn Erb meine Worte gegen die Werkstudenten im allgemeinen und indirekt gegen ihren Willen zur Selbsterhaltung gerichtet gewesen sein. — «Es sei kein Wort gesagt gegen die Werkstudenten, die aus wirtschaftlichen Gründen gezwungen sind, auf diese Weise (durch Geldverdienen in der Freizeit) ihr Studium zu finanzieren», hiess es in meiner Rede, und diese Unterscheidung scheint mir klar genug zu sein. Was ich bezweckte, war: auf Auswüchse des Werkstudententums hinzuweisen, vor einer Ueberschätzung zu warnen und die «Sucht zum einträglichen Nebenverdienst» als *eine* (beiweitem nicht die einzige, aber wohl eine zu wenig beachtete) Gefahr für das heutige Studentenleben darzustellen.

Zweitens soll ich implicite die Meinung geäussert haben, ein Couleurstudent sei «ein Individuum, das nichts Besseres zu tun weiss, als viel Bier in den Bauch zu giessen und den Fils-à-papa zu spielen». Der so apostrophierte Satz meiner Ansprache lautete: «Student sein... bedeutet für die meisten von uns nicht mehr, Mütze und Band zu tragen und sich dadurch äusserlich als Student zu kennzeichnen». Damit stellte ich lediglich den heutigen Zustand fest, sprach aber nicht das geringste Werturteil aus. Herr Erb unterschiebt mir hier Dinge, die ich weder gesagt noch gemeint habe. Zum Glück sind nicht alle Verbindungsstudenten so überempfindlich, dass sie, wenn einer nur das Wort «Couleurstudent» in den Mund nimmt, dahinter gleich den grössten Affront gegen das Farbstudententum wittern! Was meine vollkommene Unkenntnis des Farbstudententums betrifft, die mir Herr Erb vorwirft, so bin ich gerne bereit, ihn eines andern zu belehren. Jedenfalls erinnere ich mich gerne an die verschiedenen Abende, die ich während meiner Amtszeit im Kreise von Farbstudenten verbrachte. Ich versäumte keine Gelegenheit, durch die Anwesenheit an solchen Anlässen die Verbundenheit aller Studenten, der farbentragenden und der «wilden», zu bekräftigen.

*Peter Stadler, cand. phil. I,
Präsident der Studentenschaft der Universität.*

Korrigenda: In der Wiedergabe der Dies-Rede von Peter Stadler in der Mai-Nummer sind uns zwei Fehler unterlaufen:

S. 45, Zeile 5 von unten sollte heissen: «Staat *im* Staate»;

S. 46, Zeile 19 von oben sollte heissen: «Es ist nicht mehr *nur* so...»

Wir bitten um Entschuldigung.

Schluss des redaktionellen Teils, Redaktionsschluss 10. Oktober 1953.

Redaktion Uni: Beat Huber.
Wilfrid Spinner.

Redaktion Poly: Fritz Etter.
Heinrich Haas.

Zuschriften sind zu richten an die *Redaktion des «Zürcher Student»*, Clausiusstr. 3, Zürich 6, nicht an die einzelnen Redaktoren.

Zuschriften ohne *Rückporto* werden nicht beantwortet.

Artikel geben die Meinung ihres Verfassers, nicht unbedingt diejenige der Redaktion wieder.

Verlag: Buchdruckerei Müller, Werder & Co. AG., Wolfbachstrasse 19, Zürich 32. Tel. 32 35 27.

Inseratannahme: Dr. H. Dütsch, Bahnhofstrasse 37/III., Telephon 23 83 83
Jacques Wetzler, stud., Untere Heslibachstr. 8, Küsnacht, Tel. 98 47 53

TABAK
Schrämli
 das alte gute
 Spezialgeschäft
beim Poly

Vor und nach dem Kolleg
 eine Erfrischung im

Café „Studio“

beim Pfauen

OTTO GRAF
 Aerzte- und Spitalbedarf
 Zürich 1

Rämistrasse 37
 Tel. 24 27 40

Chirurgische Instrumente und Apparate
 Verbandstoffe, Laborartikel etc.

Für Studenten: Sezierbestecke, Au-
 genspiegel, Oscope, Stetoscope etc.



"Die schönste Kravatte hab' ich an",
 sagt Ihnen dieser kleine Mann.
 Er macht auch kein Geheimnis draus;
 denn sie ist aus dem London-House.



Bahnhofstr. 16 Zürich Tel. 23 65 45
 (Studierende 5% Rabatt)

In Ihre Hand

— zu Ihrer Handschrift muss
 die Goldfeder des neuen Füll-
 halters passen. Jede Feder ist
 verschieden. Wählen Sie des-
 halb aus unserem grossen Lager
 — einem der reichhaltigsten
 in Zürich.

Rüegg-Naegeli & Cie. AG.



Bahnhofstr. 22 · Zürich ·



Ecke Tannen-
Clausiusstr. 2

Das Fachgeschäft
für

**Zeichen- und
Schreibutensilien**

**Prompte
Besorgung von
Füllhalter-
Reparaturen**

*Photo-
Pleyer*

Portraits, Passphotos prompt und gut

Zürich, Bahnhofstrasse 106

Nächst Bahnhof

CHEMISCHE FABRIK UETIKON

Gegründet 1818

Säuren und Salze für Industrie und Labor

Chemisch reine Schwefelsäure

Düngemittel für Landwirtschaft und Gartenbau

Baumdünger Arbosol und Arbosan

Gartendünger Solsan und Agrisol

Silikate

Natron- und Kaliwasserglas, Metasilikat

Phosphorsaure Salze

Mono-, Di- und Trinatriumphosphat,

Tetranatriumpyrophosphat krist. u. kalz.,

Natriumpyrophosphat sauer

Natriumtripolyphosphat

Alcopon (Natriumhexametaphosphat)

Absorptions- und Trocknungsmittel

Silicagel



DMZ

**Drucksachen-
und Werbebüro
Zürich**

Hermann G. Hofmann

Zürich 4 Langstr. 94 Tel. 25 54 26

Publikationen, Dissertationen, Schreib-

arbeiten zu ausserordentlich günstigen Preisen!

Rufen Sie mich an oder kommen Sie gelegentlich

bei mir vorbei, ich unterbreite Ihnen gerne eine

unverbindliche Offerte.

Radio-Miete

grosse Auswahl monatl. Fr. 10.— bis
20.—, Anrechnung bei späterem Kauf

Radio
Mörsch

Werdmühlplatz 4 bei der Urania
Telephon 27 19 19

Dissertationen Diplomarbeiten

vervielfältigt gewissenhaft
und billig

**Werbung - Vervielfältigungen
Photokopie**

J. STUCKI
Bahnhofplatz 3 / Tel. 25 65 86



Verlangen Sie aus-
drücklich unser seit
35 Jahren eingeführtes
Spezial-Produkt

Axelrod-Yoghurt

A.-G. VEREINIGTE ZÜRCHER MOLKEREIEN ZÜRICH 4

Es ist besser eine Versicherung zu haben
und sie nicht zu brauchen,
als eine zu brauchen und sie nicht zu haben.

ZÜRICH
Unfall

„Zürich“ Allgemeine Unfall- und Haftpflicht-Versicherungs-Aktiengesellschaft

A. Z.
(Zürich)

Herrn stud.
Fräulein



Die beliebte

Kombination

*Moderne Farben und Formen.
Eigene Fabrikation von der
Wolle bis zum Kleid, deshalb*

vorteilhafter!

*Beachten Sie bitte
unsere Schaufenster*

Tuch A.G.



Herren- und Knabenkleider

ZÜRICH, Sihlstrasse 43 — OERLIKON, Schulstrasse 37

Baden, Rüti, Winterthur

Arbon, Basel, Chur, Frauenfeld, St. Gallen, Glarus, Herisau, Lenzburg, Luzern, Olten,
Romanshorn, Schaffhausen, Stans, Wil (St. G.), Wohlen, Zug

Depots in Bern, Biel, La Chaux-de-Fonds, Interlaken, Thun, Schwyz, Einsiedeln,
Wolhusen, Sion, Montreux, Fribourg